



Der Fernen Gnade

Die Bedeutung der Himmelskörper im Liebesgefühl

von R. M. Rilke und Erika Mitterer

von Walther Deutschmann

Als Erika Mitterer am 25.5.1924 ihren ersten Brief in Gedichtform an Rilke schrieb, konnte sie nicht ahnen, welche Beziehung sie damit eröffnete. Wohl erhoffte sie aber eine der größeren Lebenserfahrung des 48-jährigen Dichters entsprechende Reaktion.

Schon in ihrem zweiten Brief vom 5. Juni 1924 zeigte sich das völlig neue Liebesgefühl, das großen Gewinn brachte, aber auch Zweifel an der Dauer („Ernster war mir nie das Glück gewogen, / nie ein Zweifel größer als vorher...“ – S. 33). Selbst wenn ihre Liebesbereitschaft nicht die ersehnte Antwort gefunden hätte, wäre die Überzeugung geblieben, in diesem ersten Über-sich-Hinauswachsen den Segen einer höheren Macht erfahren zu haben.

Im Gedicht vom 11.7.1924 (S. 54) fragt sie nach dem Sinn ihres Dichtens, das schon bald die Beachtung verlieren wird, im Gegensatz zur unwandelbaren Gültigkeit kosmischer Gesetze, die unser Leben beeinflussen, und der Zeit, die sich mit dem Wechsel von Tag und Nacht zu erneuern scheint.

*Was sing' ich Lieder, die bald vergehn,
die ich nicht sammeln mag?
Die Erde bewegt sich, die Sonne bleibt stehn,
es kommt ein neuer Tag.*

*Bist du Gestirn, bist du umkreist,
bewegst dich in der Sphäre?
Bist du ein Berg, seit je vereist,
im grenzenlose Meere?*

*Was rede ich? So göttlich schön
war mir das Leben nie.
Still, Seele, still. Was wir verstehn,
das liebten wir noch nie.*

Mit bewegtem Herzen spricht sie von ihrem Partner, der ihr – dem Unfasslichen des Kosmos vergleichbar – bewundernswert rätselhaft erscheint. Sein Wesen scheint grenzenlos erweitert zu sein. Ihre Gedanken scheinen ihr zum beruhigenden Einordnen der neuen Erfahrungen zu schwach. So tröstet sie sich in der Schlusstrophe mit dem göttlich Schönen, das sie gewahren durfte, und beschwichtigt ihre Seele mit der Erkenntnis, dass die Liebe des Menschen mehr erfährt, als der Verstand zu erklären vermag: „Was wir verstehn / das liebten wir noch nie.“²

Am 22. Juli 1924 schreibt Rilke in einem themenreichen Brief im sechsten und siebenten der ihr namentlich gewidmeten Gedichte (S. 60) erstmals von der Bedeutung der Sterne für sie beide. Gleichzeitig lädt er Erika zum ersten Male zum Besuch auf das Schösschen Muzot ein.

VI

*Daß uns das Sternbild nicht fehl,
halten wir uns am Entlegnen;
wo sie dem Schicksal begegnen,
machen die Sterne kein Hehl*

*aus ihrer Neigung zu regeln,
was sich in ihnen gewährt –,
über den wagensten Segeln
stehn sie als Zeichen der Fahrt.*

*Welche Dein werbender Bogen
Dir auch gewinnen mag:
fühle Dich einbezogen,
stärke die Sterne bei Tag.*

VII

*(Daß sie Dir einmal entgelten,
tief in die Nächte gepflanzt,
daß Du zu älteren Welten
mit vergänglichem Herzen standst!)*

Ohne aus Rilkes Worten die volle Überzeugung von den Grundthesen der Sterndeutung ableiten zu können, muss man doch sein Verständnis für menschliche Erwartung aus der Konstellation der Gestirne feststellen. Die Sterndeutung beruht auf der angeblichen Abhängigkeit irdischer Ereignisse von den Beziehungen der Sternstandorte und hält es für möglich, künftiges Geschehen von den Himmelskörpern abzulesen; der Grad der Sicherheit der Vorhersagen hat sich mit dem Schwund der religiösen Absicht, durch die Sterndeutung den Willen der Götter zu erfahren, verringert (man denke beispielsweise an den Astralkultus der Sumerer). Entsprechend sagen Zeitgenossen: „Die Sterne zwingen nicht, sie machen geneigt.“

Rilke sieht das Schicksal in gewisser Weise eingegrenzt durch die Sterne, wenn sie „aus ihrer Neigung zu regeln“ eine Übereinstimmung herbeiführen. Angesichts ihres Leuchtens kann man eigentlich gar nicht zu kühn sein: „...über den wagensten Segeln / stehn sie als Zeichen der Fahrt.“



Die dritte Strophe spricht von der Gewissheit, dass alle Sterne hilfreich sind, und der Notwendigkeit, sich ihrer Existenz bewusst zu sein, auch wenn die Sonne ihr wunderbares Licht überstrahlt.

Das einstrophige siebente Gedicht erinnert noch einmal an die Entfernung der eingangs erwähnten „Entlegnen“. Sie sollen den Erdenbewohner, der – kosmisch gesehen – einen jungen Planeten bewohnt, einmal dafür belohnen, dass die „älteren Welten“ so sehr sein zeitverhaftetes Herz bewegen konnten.

Erika Mitterer antwortet am 24. Juli 1924 (S. 61):

*Ja, die Sterne, die bleibenden, sie beginnen
nunmehr zum ersten Male voller Sinn
auch mir zu leuchten.*

*Sie stehn und bleiben. Die Jahre rinnen, sie rinnen
in wechselvoll unaufhaltsamer Flucht dahin
wie die Gebirgsbäche, die seichten.*

Sie greift Rilkes Worte über die Sterne sogleich in diesem zweistrophigen Gedicht auf und betont die Unwandelbarkeit der Himmelskörper im Gegensatz zur unaufhalt-sam erscheinenden Flucht der Zeit. Und sie setzt fort mit diesen drei Strophen:

*Und dennoch flimmern sie ständig vor meinem Auge,
wenn sich der Blick in ruhiger Nacht erhebt.
Der starke Wille treibt ihn: sauge, sauge
aus ihnen Leben, das auch du gelebt.*

*Aus ihnen Leben – sie sind fern genug³
und kein Verwehren führt unser Gebet
zurück und macht uns – glücklicher und klug.*

*Sei denn der hellste, der am Himmel steht,
des wundervollen Bundes zitternd Zeichen,
das Ziel, nach welchem beider Aufschauen geht –
Es kann wohl ein so fernes Ziel erreichen?!*

Dieses zweite Gedicht schildert Mitterers Gefühl beim Blick zu den in der Nacht flimmernden Sternen. Sie ist ergriffen von dem Eindruck kosmischer Einheit und dem Verlangen, noch mehr Lebenskraft aus ihr zu saugen.

Die zweite Strophe verinnerlicht nachdenklich dieses Begehren angesichts der großen Ferne in der Ungewissheit der Erfüllung menschlichen Bittens. Doch in der dritten Strophe wird erneut Zuversicht gewonnen. Der schönste Stern soll Symbol der Liebe sein in der Gewissheit, dass die aufschauende Erwartung das Ziel der Herzen erreicht.

Die letzte Verszeile dieses Gedichts gewinnt ein besonders Gewicht durch das Setzen eines Frage- und Ausrufungszeichens. Obwohl die gebräuchliche Frageform nicht vorliegt, ist diese mit dem Fragezeichen an erster Stelle gemeint und durch das Ausrufungszeichen unterstrichen.

Auch Rilke hat diese Frage sehr ernst genommen und in seiner Antwort von Anfang August 1924 bejaht (S. 66):

*Es kann wohl ein so fernes Ziel erreichen,
das Aufschauen, das aus unsern Tiefen steigt –;
irgend ein Stern ist immer zugeneigt:
So kann es ein so fernes Ziel erreichen.*

*Scheint es für uns zu zittern, jenes Zeichen,
in einem Himmel, der beständig schweigt?
Es gibt sich Mühe, unserem Blick zu gleichen,
wenn es in unser Zögern niederzeigt.*

Wie sehr er um die Beseitigung jedes Zweifels bemüht ist, zeigt die Begründung für seine positive Auffassung. Das Glück der Liebenden hänge nicht an der Zugewandtheit eines bestimmten Sterns. Das hoffende Aufschauen der Menschen sei auch nicht an „ihren“ Stern gerichtet, sondern die Erfüllung werde vom Himmlischen als solchem erbeten.

Rilke sichert sein Zutrauen auch in der zweiten Strophe ab, wenn er das zeitweilige Flimmern des Sternenlichtes damit erklärt, dass dieser Eindruck durch unsere wechselnde innere Intensität der Aufnahmebereitschaft entstehen könne.

In dem Gedicht VI vom 22. Juli 1924 sprach Rilke von einer möglichen Begegnung der Sterne mit dem Schicksal, wobei offen bleibt, ob sie im Sinne des Schicksals wirken oder dem verpflichtet sind, „was sich in ihnen gewahrt“.

So sind die Sterne nicht immer Glück verheißendes Symbol der Liebe. In „Einmal Nachts“ (S. 64) empfindet Erika das Liebesgefühl gespalten:

*Du bist in anderm Land.
Ich bin bei Dir.*

Die Trennung steigert sich zu verzehrendem Zweifeln (S. 65):

*Verbinden selbst die Fernen,
die zwischen beiden?
Ich lern es von den Sternen,
selig zu leiden.*



Am Ende seines umfangreichen Briefes von Anfang August – in dem der Dichter seine Einladung nach Muzot wiederholt – spricht er in Gedicht IX von Erikas zermürbenden Nächten (S. 69):

IX

*Daß ich mich im Grauen deiner Nächte
löste, du mir zugetrautes Kind,
und dir jene Ungeheuer brächte,
riesiger, wie sie im Tierkreis sind.*

*Bär und Löwe werden sterngestaltet
wenn wir sie ins Ganze einbeziehn.
Schlafe fühlend: Himmel sind entfaltet
Und die Fernen sind verliehn.*

In der ersten Strophe werden die tatsächlichen nächtlichen Erlebnisse Erikas konjunktivisch auf eine Möglichkeit reduziert. In der zweiten erscheint diese als sehr unwahrscheinlich, wenn die Anweisung zur Einbeziehung „ins Ganze“ befolgt und das Vorausgesagte Wirklichkeit wird. Himmel seien dann entfaltet und die Fernen uns ohne Schrecken geschenkt.

Doch schon Erikas Brief vom 11.8.1924 (S. 71) zeigt, dass angesichts der kosmischen Perspektive die Wiedergewinnung innerer Ausgeglichenheit problematisch geworden war.

*Und doch bin ich so gern die ganz Entspannte,
die ohne Zweifel sich im Sanften wiegt,
und selig ist, daß sie beim Namen nannte
der Einzigartige und Unbekannte,
der längst als Nächster ihr im Blute liegt.*

*Dann sprach ein Fremdes: Er ist ein Entfernter,
ein Einsamer, der über Höhen geht.
Ihn können viele sehn – und von verlernter
Erdseligkeit klingt's fort, drob ein entsternter
Und hoffnungsloser Himmel steht.*

*Ich glaube wohl an ein Verbundensein –
ich zittre vor der Macht, die es erzwingt.
Warst Du ganz frei? Ich möchte nicht, daß ein
einziges Wort in mir zwar Glück zu sein
vermag und dem nicht Glück, in dem es singt!*

Zunächst spricht sie von sich selbst und der Vorliebe, völlig entspannt, von keinem Zweifel bedrängt, Glück zu genießen. Sie ist „selig“, von einem einzigartigen Unbekannten beachtet zu werden, dem sie sich innerlich längst ganz nahe fühlt. Doch die zweite Strophe lässt erkennen, dass er ein „Entfernter“ ist und sie einsam wie er. Zwar geht er über „Höhen“, auf denen ihn viele sehen, ohne zu verstehen. Der Gedankenstrich im Zentrum der

Strophe markiert den jähen Umschlag ihrer Hoffnung: das Freuen über das irdische Dasein wurde „verlernt“, und der Himmel hat die ehemals bestärkenden Sterne alle verloren. Überraschend spricht die Dichterin in der Schlussstrophe von einem „Verbundensein“, vor dem sie zittert – schwer verständlich als nicht Glück bringende übergroße Verwandtschaft von Dual-Seelen, die weiteres geistig-emotionales Reifen unmöglich macht. Eher denkbar ist ein Mitleiden mit dem kranken, großen Dichter, der nicht glücklicher sein kann, als das Schicksal es erlaubt. Doch diese junge Frau, die erst im Mai den ersten Brief an Rilke geschrieben hatte, war so redlich, auf die Bekundung ihrer Liebe zu verzichten, wenn sie dem Geliebten kein Grund zum Glück hätte sein können. Die Frage „Warst Du ganz frei?“ umschreibt ein Rätsel. Rilke hatte ohne Zweifel den Mut zu einem außergewöhnlichen Lebensstil. Sein Lieben, das er nicht im Dunkeln lassen wollte, war eine geheimnisvolle Bewältigung schicksalhafter Erfahrungen in bewundernswerter geistiger Selbstanforderung. Es ist wohl menschliches Los, unverschuldete Einschränkungen fühlend ertragen zu müssen. Die Offenbarung im Tod wird nur dem Sterbenden gewährt.

Rilke antwortet am 14. August (S. 74):

*Ich halts in ruhigen Händen und ich wäge
das schwere Gegen und das schwere Für...
Zuweilen waren deines Herzens Schläge
fast wie ein Schlag an meiner Tür.*

*Nun aber scheint mir deine Nähe stiller,
und mein Bewegtsein halt ich leise an;
denn das tut not, daß jedes Herz den Triller
in seiner eignen Nacht vollenden kann.*

*In seiner hohen Nacht, in seiner stillen,
die einsam war, obwohl die Nacht des Bunds.
So wird es klar: Wir sind dem Stern zu Willen,
der in den beiden Nächten herrscht –, nicht uns.*

Man fühlt sich in der ersten Strophe an das Photo erinnert, das Erika in ihrem Brief vom 11.8.1924 Rilke geschenkt hatte, von dem sie im Begleitvers einräumt, dass es „im Ungefährnen“ bleibe. Deshalb schließt sie mit dem Wunsch, „es trete an den leeren Platz, der zuviel Illusion erlaubt“ (S. 72). Ob sie auf eine Bitte des Dichters reagierte oder ihren Besuch in Muzot vorbereiten wollte, ist wohl nicht zu klären.

Er spricht von einem schweren Abwägen des „Gegen“ und des „Für“. Er habe ihre Herzschnitte in der Vergangenheit „fast“ bedrängend empfunden. Gegenwärtig halte er ihre Nähe für „stiller“, was seiner schwer durchschaubaren Reserve gegenüber der Liebeserwartung entspricht, aus der er in den Einladungen kein Hehl



gemacht hatte. Er hält es für wesentlich, dass die unvermeidbare gelegentliche Stille, die sie in „Einmal Nachts“ als Grauen beklagt hatte, von ihnen beiden bewältigt wird, damit jedes Herz seine Melodie „vollenden“ kann.

Ich sehe in der Unterscheidung der Schlussstrophe zwischen einer „hohen Nacht“ und einer „stillen“ das Bewusstsein, dass in beiden Formen sich menschliche Liebe dokumentieren kann. Es wird damit nicht gesagt, dass jeweils die Gefühle der Liebenden ähnlich oder gar beglückend sein müssten.

Der Dichter sieht in dem für beide durch Schauen erreichbaren Stern nicht mehr das Symbol der gewollten Liebeseinheit, sondern den Beherrscher der Nächte, der sowohl den Charakter einer hohen, wie auch einer einsam belastenden Nacht bestimmt. In beiden gehorchen die Liebenden nicht ihrem eigenen Fühlen und Wollen, sondern dem dunkel gewordenen Schicksal.

Rilke beantwortete in der Folge mehrere Briefe seiner Partnerin nicht und entschuldigte sich erst am 1. Januar 1925 mit dem Hinweis, dass die Pause der Entscheidung beider entsprochen habe. Neben einem Lob für ihre Fortschritte im Dichten enthielt der Brief eine seltene und

bemerkenswerte Darstellung seiner schweren Krankheit. Er versicherte, nicht krank gewesen zu sein, und betonte kurioserweise, dass „Beinahe-Kranksein schlimmer sei“ („...der Geist gibt nach, bezieht ein Krankenzimmer – nichts ist ihm lieb und Lässiges verhaßt.“) Das Charakterisieren seiner wechselnden Stimmungen fällt Rilke schwer, und er greift zu Vergleichen mit Vertrautem und fern Entrücktem:

*So fühlt ein Vogel manchenmal die Last
der schweren Flügel... Oder Sterne spüren
(statt jener Mächte, die sie führen)
in sich der Stoffe Dumpfheit und Kontrast. (S. 86)*

Bemerkenswert ist die Unterscheidung der Wahrnehmung von Vogel und Stern: der Vogel fühlt die Flügel als Mittel zur Überwindung der Schwere in ihrem nicht integrierten Eigengewicht. Die Sterne haben ihre durch Mächte bewirkte Richtungsintegration verloren. Sie sind gewissermaßen geistig stumpf geworden und spüren das Wirkungslose reiner Stofflichkeit. Man wird wohl an eine Projektion von Rilkes Eigenbefindlichkeit auf Umwelt und Kosmos denken können, eine Ausweitung, die ihn nicht entlasten konnte.

Erika Mitterer schreibt in dieser Zeit acht Briefe. In dem vom Februar 1925 fragt sie mit leichter Ironie nach dem Termin des Besuches, zu dem sie zweimal von Rilke eingeladen worden war:

*Soll Heide kommen, wenn der Lenz verblüht?
– Sie wird viel stiller, als du annimmst, sein.
(Vielleicht ist diese Frage noch verfrüht;
ich wage sie und trage auch das Nein.) (S. 89)*

Am 11. März will sie – wie es scheint – dem häufigen Auf und Ab von Hoffnung und Zweifel endgültig entkommen und möchte sich auch nicht erinnern:

*Bitte nicht mehr und nicht mehr Verzagen,
Jubel nicht mehr und verzweifelt Klagen –
tiefe Gewißheit trag ich in mir!*

*Nur daß du wissest: Ich atme, ich werde –
brechen aus mir, wie aus dunkelnder Erde
strahlende, schwächliche Sterne herfür. (S. 89)*

Was sie in den beiden letzten Verszeilen ankündigt, spricht dennoch für eine große Anstrengung gegen zu überwindendes Dunkel und für die erstaunliche Hoffnung, dass anfangs „schwächliche Sterne“ in größerer Dunkelheit strahlender werden.

Am 22. Juni 1925 schreibt Erika den bedeutsamen Brief (S. 91), in dem sie Rilke aus seinem großen Requiem für

Reaktionen auf die Veröffentlichung des „Briefwechsels in Gedichten“ 1950 an Erika Mitterer:

*Ihr Briefwechsel in Gedichten mit Rilke bewegt mich
und geht mir innerlich nach. Da waltet in den künstle-
rischen Zeugnissen Ihres Schaffens und des Schaffens
des Toten ein Geheimnis, in Worten der Prosa nicht
deutbar, aber sich erschließend im Vers, im Rhythmus.*

Dr. Helmut Wocke, 3.11.50

*Unter Ihren Gedichten sind wunderschöne; das
„Du bist Stille, ich bin Klang...“ hat mich sehr ergrif-
fen, und manches andere. Es ist mir immer wieder
merkwürdig, wie Rilke in so vielen anderen einen
Widerhall seines Tones geweckt hat. Das Schöne ist
aber doch, daß Sie späterhin so stark Ihr eigenes Lied
gefunden haben.*

Bernt von Heiseler, 15.11.50

*Ich fange an zu merken, daß ich Rilke bisher nur in
seiner Aura, nicht in seiner Wirklichkeit geschaut habe.
Zu ihr aber, der Wirklichkeit, gibt dein Buch den
Schlüssel. Hat man diese Geheimtür geöffnet, dann
freilich ist da ein Abgrund. Von hier aus werden die
Duineser Elegien näher begreifbar.*

Felix Braun, 4.11.50



eine Freundin zitiert. Es wurde 1908 in Paris geschrieben und ist Paula Modersohn-Becker gewidmet.

*Denn das ist Schuld, wenn irgendeines Schuld ist:
die Freiheit eines Lieben nicht vermehren
um alle Freiheit, die man in sich aufbringt.
Wir haben, wo wir lieben, ja nur dies:
einander lassen; denn daß wir uns halten,
das fällt uns leicht und ist nicht erst zu lernen.⁴*

Aus der Liebe zweier Menschen wird die Verpflichtung abgeleitet, gegenseitig ihre Freiheit so zu vermehren, dass aus der Bindung ein Loslassen wird. Obwohl sie anfangs gar nicht anders konnten, als Zweisamkeit zu suchen und zu gestalten, sei diese Vordergründigkeit zu überwinden. Die mit Überdenken wachsende Problematik der vermeintlichen Kunst des wahren Liebens wird durch die gewohnte Sprachkunst Rilkes eher verschlüsselt als mitgeteilt. Er selbst hatte mit seiner Eheschließung auf innere Geborgenheit im Kreise sich liebender Menschen gehofft. Doch selbst nach der Geburt seiner Tochter fühlte er – wie Briefstellen deutlich erkennen lassen – immer mehr eine bindende Einengung, die er mit seiner künstlerischen Intention nicht vereinbaren konnte. Was er dennoch lange durch Briefwechsel und Besuche erreichen konnte, war nicht Verwirklichung eines Familienlebens, sondern allenfalls die Kultivierung der Distanz. Es ist unwahrscheinlich, dass er bei der Generalisierung seiner Auffassung von der „wahren Liebe“ von seiner persönlichen Erfahrung absehen konnte.

Der Brief Erikas mit dem Zitat aus dem Requiem schließt mit folgenden Verszeilen (S. 92):

*Freue dich mit mir: ich will,
freue dich mit mir: ich kann's.
Ich danke dir mit meinem Sein. Leb wohl!*

*(Fühlst du meine Freiheit, sie reicht bis unter die
Sterne! Ich schleudre sie jubelnd hinauf, daß ihr
ewiger Atem dich trägt)*

Erika glaubt, die von dem Dichter hinsichtlich der Liebe als wesentlich formulierte Aufgabe erfüllen zu können. Doch spricht sie nicht in ihrer unverlernbaren Sprache der Liebe? „Freue dich mit mir“ – welchen Sinn könnte nach Rilkes Auffassung Mitfreude noch haben? Wie kann man danken nur mit „Sein“? Menschliches Sein ist immer ein So-Sein, das als Individuum konstituiert wird.

Selbst im Jubel der Freiheit, die „bis unter die Sterne“ reicht, lebt noch die Hoffnung, den immer Geliebten durch ewigen Atem zu stärken.

Um des Dichters Schweigen endlich zu beenden, schrieb Erika am 22.10.1925 in einem bedrängend bittenden Gedicht: „Nur dieses Eine: wenn du krank bist, sage / es mir...“ (S. 93)

Sie hatte Erfolg, denn er antwortete am 30.10.1925 mit vier großen Gedichten (S. 94ff):

*Oh Herz, oh Stern: Vor oder quer geschoben
im Schach der Nacht, bald kühn, bald zögernd nur, -
in kleinen Siegen manchmal hingehoben
über des Turms verlorene Figur:*

*Oh daß du noch in diesen Spielen weilst,
auf Feldern von Unsäglichkeit und Sagnis
und, das wir spielen, der Gestalten Wagnis,
du, immer Mitgewagte, mit mir teilst:*

*Auf meiner Sternenkarte such ich wieder
dich und den graden weltischen Bezug,
der aus der starken Stellung deiner Lieder
selbst in mein Schweigen Räume niederschlug.*

*Selig das Herz, das einen Stern bedeutet,
wenn es sich aus sich selber rein erregt:
Oh heile Jagd: Der Tierkreis wird erbeutet
von einem Stern, der Jagd im Namen trägt.*

Im ersten Vers vergleicht er zu Beginn ihr Liebesverhältnis mit einem Schachspiel, wobei er die Geliebte anspricht: „Oh Herz, oh Stern“. Der Wechsel der Gefühle und des Verhaltens der Partner wird durch die verschiedenen Züge der Schachfiguren symbolisiert. Es wird nur von „kleinen Siegen gesprochen und über des Turms verlorene Figur“.⁵

Die zweite Strophe vertieft durch Charakterisierung des Spiels als „Unsäglichkeit und Sagnis“ – was auch vom Liebesverhalten gilt – und vor allem deshalb, weil im gewagten Spiel der Figuren die Spielenden sich selbst mitwagen.

Dieses Risiko kann vom Spielerischen so wegführen, dass eine Neuorientierung „am weltischen Bezug“, am Ernst der selbstgestellten Aufgaben, notwendig wird. Er lobt deshalb den künstlerischen Gewinn in ihrer Dichtung, die in der Leere des Schweigens sich Klangräume schuf.

Die letzte Strophe erhellt die doppelte Ansprache am Anfang. Dasjenige Herz ist selig, das wie ein innerer Stern – nicht von außen – Voraussicht und Mut schenkt. Was auch immer es unternimmt, kann nicht fehlschlagen. Erzielt wird nicht Vordergründiges, sondern das Panorama, das der ganze Tierkreis darstellt.⁶



Diesem Gedicht, das in subtiler Weise die Liebesproblematik der Briefpartner behandelt, folgt ein formal auffälliger Text (S. 94f), der zwar mit einer Ausnahme Kreuzreime aufweist, jedoch nicht strophisch gestaltet wurde. Außerdem ist er – 25 Zeilen umfassend – in Klammern gesetzt, als ob er nicht zur Thematik gehöre. Er informiert in erschütternder Sprache über die gesteigerte Form der Krankheit Rilkes und mit einem umgreifenden Reim zum Schluss über das nahe Ende des Lebens.

Der Todkranke widmet zwei Drittel seines Briefes den im Leben und der Liebe auftauchenden Problemen. Es scheint, als ob er dabei die Grenze des sogar ihm Unsäglichen gefühlt habe. Er bettet ein Problem in ein keinesfalls kleineres ein, wenn er nach bewegendem Austausch von Gedanken und Gefühlen mit Erika von ihr wissen will:

*Wie aber mutet jetzt dich Zeit an, du
mir frei Vertraute, durch der Fernen Gnade?
(Wo etwas bricht, mit einem leisen „Schade“,
kehrst du dich, hoff ich, einem Heilen zu.) (S. 95)*

Es geht nicht nur um die Zeit. Hinsichtlich der Transzendenz der „Fernen“ muss auch die kaum zu beantwortende Frage nach der Quelle der Gnade gehalten werden – wenn Glauben nicht befriedigen kann. Oder ist in erster Linie die Geliebte gemeint, die arglos ihre Gefühle vertraut werden ließ?

Rilke äußerte seinem polnischen Übersetzer gegenüber die Überzeugung, dass Diesseits und Jenseits eine Einheit bilden. „Die wahre Lebensgestalt reicht durch beide Gebiete, das Blut des größten Kreislaufs treibt durch beide: ...“⁷

Die Quelle der in wesentlichen Fragen das menschliche Herz äußerst erregenden Erfahrung, die sein ganzes Wesen ergreift und aktiviert – dabei auch nicht selten intellektueller Bewältigung spottet – liegt nicht im Irdischen, das wir gerade bestehen, sondern im Jenseits. „Der Fernen Gnade“ – dieser aktive Plural – ist eine dem Menschen fremde Überbietung des Kosmos, die allenfalls nur in unfasslichem Geist aufgefangen sein könnte.

Erika entgegnet ihrem Partner am 4. November 1925 mit bewusster Direktheit, die seine Sicht des Problem vage und abgehoben erscheinen lässt (S. 98):

*„Der Fernen Gnade“ ... Sieh, ich wollte nahn
und frug, ob du's gewährst, ob du's bedarfst.
Du sagtest gar nichts. Aber wieder warfst
du Welt herein und drehtest meine Bahn.“*

Dem zitierten Begriff „der Fernen“ setzt sie die Umgangssprache der Briefpartner entgegen, die Rilke auch so gestalten konnte, dass er zwei gleichzeitig gestellte Fragen offen ließ, indem er keine beantwortete. Der von ihm für möglich gehaltene Bruch war für sie noch nicht spruchreif. Sie nahm hingegen all ihren Mut zusammen und fuhr nach Muzot. □

- 1 Diese und die folgenden Seitenangaben beziehen sich auf: „Erika Mitterer – Das gesamte lyrische Werk“, Band I, Edition Doppelpunkt, Wien 2001.
- 2 Dieses Gedicht, wie viele der Gedichte Erika Mitterers an Rilke, ist erstmals im ob. zit. Gesamten Lyrischen Werk enthalten. Auf Unterschiede zu dem im Insel-Verlag 1950 erstmals auszugsweise veröffentlichten „Aus Rainer Maria Rilkes Nachlass – Briefwechsel in Gedichten mit Erika Mitterer“ wird in der Folge hingewiesen.
- 3 In dem im Inselverlag 1950 veröffentlichten Ausschnitt fehlt die erste dieser 3 Strophen. Die 2. Strophe beginnt dort mit „... Die Sterne aber – sie sind fern genug“
- 4 R. M. Rilke, Ges. Werke, Bd. I, S. 654, Insel-Verlag 1955.
- 5 Manche Interpreten sehen in dieser Schachfigur ein phallisches Symbol. In vorbereitenden Entwürfen vor allem scheute sich Rilke keineswegs, Sexuelles deutlich anzusprechen. Im vorliegenden Fall scheint mir eine solche Deutung zu gewollt.
- 6 Man mag daran denken, dass Rilke – am 4. Dez. 1876 geboren – ein „Schütze“ war, wobei die Ausweitung ins Kosmische über jedes Sternbild möglich erscheinen müsste.
- 7 R. M. Rilke, Briefe in zwei Bänden, Bd. II, Insel-Verlag, S. 374 f.

Die von Walther Deutschmann und Anita Loeblein besprochene CD mit den schönsten Versen des „Briefwechsels in Gedichten“ und der Kommentar von Deutschmann „Erfüllung und Verzicht im Spätwerk Rilkes“ können um € 12,- zuzüglich Versandkosten über die Erika Mitterer Gesellschaft bezogen werden .

Dr. Walther Deutschmann wurde am 23. Februar 1928 in Pirmasens-Niedersimten (Pfalz) geboren. Den Krieg erlebte er als Luftwaffenhelfer in Rombas (Lothringen) und Hanau. Er studierte an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz zunächst Germanistik, kath. Theologie, Philosophie und Musikwissenschaft und promovierte an der Universität in Innsbruck fakultätsübergreifend über Rilkes Duineser Elegien („Der Engel und das Problem der Existenz in Rilkes Duineser Elegien“). Er war 20 Jahre lang als freier Mitarbeiter Musik- und Theaterkritiker für die „Rheinzeitung Koblenz“ und baute 1974 das heutige Erasmus-Gymnasium in Denzlingen (bei Freiburg) auf, das er bis 1988 leitete. Er arbeitete über Grenzprobleme aus Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie, hielt Vorträge auch über moderne Literatur (Rilke, Brecht) und schrieb Gedichte und teilweise veröffentlichte Erzählungen.